

Es gilt das gesprochene Wort

**KIRCHE IN DER NACHFOLGE JESU CHRISTI
VORGABEN UND PERSPEKTIVEN**

EINFÜHRUNG

„⁴² ... Ihr wisst, dass jene, die über die Völker zu herrschen scheinen, ihnen ihr Herr-Sein spüren lassen, und deren Grosse über sie Vollmacht ausüben.

⁴³Nicht ist es so unter euch ...“

(Markusevangelium 10,42-43)

Mit diesen Sätzen im Munde Jesu wird im Markusevangelium eine Belehrung über die Grundhaltung der Menschen in der Nachfolgegemeinschaft Jesu und in der Folge der Kirche zueinander eingeleitet. Zuvor schreibt der Evangelist davon, dass zwei aus dem Zwölferkreis Jesu – genannt werden in diesem Zusammenhang Jakobus und Johannes – bei Jesus hinsichtlich der ersten Plätze in der einmal kommenden Königsherrschaft Gottes intervenieren möchten und dabei – es ist wohl nicht verwunderlich – , abblitzen (Mk 10,35-40). Die anderen zehn reagieren verärgert, so der Evangelist, was der Anlass für die zitierten klärenden Worte Jesu ist. Diese werden mit einem Hinweis auf die Lebenshaltung Jesu, nämlich sich nicht bedienen zu lassen, sondern zu dienen, und dies unter einer auf die Rettung der Menschen bezogenen Perspektive, abgeschlossen (Mk 10,45).

All dies wird unmittelbar nach der Dritten Leidensankündigung Jesu erzählt, wo doch immerhin vom Todesurteil gegen Jesus, von Verspottung, Geißelung, Hinrichtung die Rede ist (vgl. Mk 10,32-34). Schon in Mk 9 hatte der Evangelist festgehalten, dass die Zwölf auf die Frage, worüber sie unterwegs gesprochen hätten, kein Wort sagen wollen. „Denn sie hatten unterwegs darüber verhandelt, wer der Grösste sei“ (Mk 9,33-34).

Der Evangelist stellt in seinem Rückblick auf die Jesuszeit der Kerngruppe um Jesus von Nazaret kein gutes Zeugnis aus. Zwischen deren Begehren und Verhalten, das mit der wohlbekannten Herrschsucht irdischer Machthaber in Beziehung gesetzt wird, und der Vorstellung Jesu über den Charakter seiner Nachfolgegemeinschaft, illustriert durch sein eigenes Beispiel, steht zentral dieser markante Satz: „Nicht ist es so unter euch.“ Auch wenn Sie diese Passage etwas anders, abgeschwächt, nämlich im Optativ im Ohr haben mögen, halte ich fest: Der ursprüngliche Text schreibt Indikativ: Nicht *ist* es so.

Für das Textverständnis ist es keine Frage, dass sich diese Weisung Jesu nicht auf den Zwölferkreis allein bezieht. Der Evangelist schreibt diese Sätze ja nicht aus historisch-informativem Interesse, sondern im Blick auf die Lebensgestaltung der Glaubenden in seiner Kirche am Ort, die er damit auf das Beispiel Jesu ausrichten möchte. Dieser eine Differenz zur Praxis der Welt konstituierende Satz stellt also sozusagen eine Kirchenweisung dar. Die Einordnung ist wohl zutreffend, denn ein Blick über das Markusevangelium hinaus bestätigt, dass auch andere neutestamentliche Schriften mit Nachdruck auf diesen Punkt oder auf ähnliche Desiderata des Christin- und Christseins hinweisen. So häufen sich in den Paulusbriefen die Mahnungen zur Einheit und zur Geschwisterlichkeit, das Thema wird in den Schriften aus der Paulusschule und in den so genannten Spätschriften des Neuen Testaments weitergeführt. Am markantesten begegnet die entsprechende Forderung in der im Johannesevangelium dargestellten Szene der Fusswaschung, in deren Deutung der Evangelist Jesus die soziale Ordnung seiner Zeit gleichsam auf den Kopf stellen lässt: Der Vorstand und Rabbi der Nachfolgegemeinschaft übt an seinen Jüngerinnen und Jüngern einen Dienst aus, der in der antiken Welt den Haussklavinnen und Haussklaven zugeordnet ist. Das Bild spricht für sich.

Kirche wird sich also in ihrem Denken und Leben, in ihrer theologischen Reflexion und in ihrer kirchlichen Praxis in der Nachfolge Jesu bewegen müssen. Sie kann sich darin weder an den Vorbildern in dieser Welt noch an eigenen Vorstellungen orientieren. Wegleitend für sie ist, wie die Schriften des Neuen Testaments das Vorbild und die Weisung Jesu aufgegriffen, überliefert und in der Unterweisung an die frühen Kirchen konkretisiert haben. Dort, im Zeugnis des Neuen Testaments, ist also der normative Rahmen für Kirche abzuholen, an dem sich spätere Entwicklungen und jede weitere theologische Tradition orientieren müssen. Das markante „Nicht ist es so unter euch“ konstituiert dabei eine Differenz als Zeichen und Unterscheidungsmerkmal. Ich erinnere in diesem Zusammenhang auch daran, dass der in den vermächtnisartigen Schlussversen des Matthäusevangeliums formulierte Auftrag an die Zwölf nicht eine uneingeschränkte Lehrvollmacht für die Kirche enthält. Diese wird hingegen ausdrücklich an die Jesuspraxis zurückgebunden: „Lehrt sie alles halten, was ich euch geboten habe“ (Mt 28,20).

Es ist gesetzt, dass diese Positionierung konkrete Folgen hat. Profilgebende Momente dafür möchte ich im Folgenden ansprechen.

1 SOLIDARITÄT STATT HIERARCHISIERUNG

1.1 Der Befund. Es ist wohl nicht übertrieben zu behaupten, dass die **hierarchische Verfasstheit der Kirche** heute ein erheblich ausgeprägtes Mass erreicht hat. Angesichts des biblischen Befunds über die Nachfolgegemeinschaft Jesu und angesichts des weltweiten Wandels der politischen Kultur zu demokratisch verfassten Gesellschafts- und Regierungsformen im Laufe der Neuzeit, vor allem im 20. Jh., ist dies besonders befremdlich. Die diesbezüglichen Bestimmungen des Kirchenrechts¹ entsprechen weder dem heutigen Verständnis von Gerechtigkeit und von balanzierter Machtausübung, noch macht diese Sichtweise Kirche als Gemeinschaft sonderlich attraktiv.

Was in den letzten Monaten in der österreichischen und in der weltweiten Kirche mit zu erleben war, hat überdies gezeigt, dass diese Kirchenverfassung in der heutigen Zeit kein taugliches Leitungsinstrument darstellt. Die Ereignisse um die Pius-Bruderschaft offenbarten vor allem eine Strukturkrise der Kirchenleitung. Viele Menschen in der Kirche leiden unter einem extremen Top-Down-Management, und vielfach hat es den Eindruck, dass Bischöfe das Ohr eher an den Worten des Bischofs von Rom haben als an den Rückmeldungen von Menschen in ihrer eigenen Ortskirche, ihrem genuinen Verantwortungsbereich also.

1.2 Demgegenüber heisst es: „**Nicht ist es so unter euch**“. Es steht ausser Frage, dass Jesus von Nazaret in seiner Nachfolgegemeinschaft Autorität ausgeübt hat. Diese war durch seine Persönlichkeit, seine Glaubwürdigkeit gedeckt und nicht durch Titel oder Rang. Jesus von Nazaret hat mit seiner ausgeprägten Dienstbereitschaft einen anderen Herrschaftsstil geprägt. Abgrenzung war dabei nicht seine Art, sondern offenes Zugehen auf Menschen in Not und die Überzeugungskraft seiner Person machten jede andere Verortung seiner Vollmacht unnötig. Er lebte und strahlte seine ihm von Gott gegebene Ermächtigung aus, Versöhnung und Rettung zu wirken. Es zeigte sich: Das genügt.

Was sich daraus ableitet, hat schon die frühe Kirche begriffen, wenn sie „nachfolgen“, also Orientierung an Jesus, zu einem ihrer Leitbegriffe machte.² Daraus leitet sich **Solidarität** unverzichtbar ab – eine Solidarität des Miteinander Gehens, des Teilens und des Mitteilens in jeder Lebenssituation, von „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“³ also. Solidarität ist nicht nur eine Leitvokabel für den diakonalen Dienst, sondern es ist die Grundhaltung der

¹ Siehe dazu Canon 331-333 Codex Iuris Canonici 1983 und vergleiche die ergänzenden Ausführungen dazu im Katechismus der Katholischen Kirche, Oldenburg u. a. 1993, N. 880-884.

² Der Begriff wird im Neuen Testament 92mal verwendet, davon allein 81mal in den Evangelien.

³ Zweites Vatikanisches Konzil, Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute *Gaudium et spes*, Art. 1.

Getauften, in der – wie in einem Dachgebälk, jede und jeder an der eigenen Stelle *mit* trägt, wohl wissend, dass nur in dieser Gemeinsamkeit die Herausforderung des Lebens bewältigt werden kann. Zugleich lehrt das angesprochene Bild: Keiner der Balken und Sparren ist mit dem anderen identisch, und vor allem: Verliert einer an Spannung und damit an Tragkraft, so gleichen dies die anderen aus – und umgekehrt. „*Gegenseitig* trägt die Last“ – so umschreibt Paulus die Erfüllung der Weisung Jesu Christi (Gal 6,2).⁴

Aus der Pflege dieser Grundhaltung und eines solchen Verhaltens kann innere Verbundenheit, kann Gemeinschaft werden, ein kongeniales „Mit“-einander-Sein, weil Menschen merken: Ich bin nicht allein – so wie Jesus Menschen um sich wollte, „damit sie *mit ihm* seien“ (Mk 3,14). Dieses *Mit*-Christus-Sein wurde in der frühen Kirche zur Leitidee für die Gemeinschaft untereinander und konnte sich so zum Paradigma von Kirche entwickeln. Vermutlich genügt es da nicht, entsprechende Selbstprädikationen in der Vielfachtitulatur des eigenen Amtes zu führen. Und vermutlich ist es schwierig, als Kirche zugleich selbstständige Politik auf dem nationalen und internationalen Parkett machen zu wollen und solidarisch zu sein. Mag sein, frau oder man muss da entscheiden.

2 GESCHWISTERLICHKEIT STATT PATRIARCHALISMUS

2.1 Der Befund. Das Fehlen einer gender-gerechten Sprache stellt ein erhebliches Defizit der Kirche dar. Gegen den Trend in der Theologie und gegen die Entwicklung in mehreren Kulturräumen der Erde verwehren kirchliche und kirchenamtliche Texte die Sichtbarmachung der einen Hälfte der Menschheit in ihrer offiziellen Sprache. Die bisher veröffentlichten drei Rundschreiben des gegenwärtigen Bischofs von Rom sind zwar unter anderem „an alle Christgläubigen“⁵ gerichtet; im weiteren Text wird diese Umschreibung der Adressatinnen und Adressaten jedoch lediglich in maskulinen Formen aufgeschlüsselt. Bei zahlreichen Hirtenbriefen ist eine ähnliche Praxis erkennbar. In der liturgischen Verkündigung aus der Heiligen Schrift ist die üblicherweise vor die Lesung gestellte Anrede „Schwestern und Brüder“ nicht rechtens. Folglich wird im biblischen Text selbst nur die übliche Mono-Genderbezeichnung „Brüder“ verwendet. Anderes gestatten die liturgischen Normen nicht. Sie sehen als mögliche Anfangsworte für die Verkündigung der Lesung einfach die Anrede „Brüder“ oder „Geliebte“ vor.⁶ Dies wird sich auch in Zukunft nicht ändern. Die explizite Sichtbar- bzw. Hörbarmachung beider Geschlechter in der Verkündigung biblischer Texte bleibt untersagt; sie wird auch in die gegenwärtig laufende Revision der Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift nicht eingearbeitet.

Natürlich kenne ich den Einwand, dass ohnehin eindeutig sei, wer aller mit der maskulinen Rede gemeint ist. Eine solche Auffassung will die wachsende Feinfühligkeit unserer Gesellschaft und das berechtigte Anliegen vieler Menschen in der Kirche nicht wahrnehmen und setzt sich unter Berufung auf eine eingeübte Praxis darüber hinweg. Dann muss frau oder man allerdings dazu sagen: Die Sprache verrät. Es ist nicht verwunderlich, dass sich eine entsprechende Haltung in der gängigen Amtstheologie niedergeschlagen hat.

⁴ Der gesamte Satz lautet: „Gegenseitig trägt die Last, und so werdet ihr die Weisung Christi vollständig machen.“ Hervorhebung im Text von WK.

⁵ Die gesamte Adressierung der Enzykliken lautet: „... an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen“.

⁶ Mess-Lektionar. Pastorale Einführung, Einsiedeln u. a. 1985, N. 124; siehe bekräftigend dazu Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung, Instruktion *Liturgiam authenticam*: Der Gebrauch der Volkssprache bei der Herausgabe der Bücher der römischen Liturgie vom 28. März 2001. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 154), Bonn 2001, N. 45c, in zurückhaltender Andeutung, aber zugleich grundsätzlich auch N. 29: Demnach muss zwar jeder Eindruck einer „ungerechten Diskriminierung bezüglich Personen, Geschlecht, ...“ vermieden werden. Dies soll „dennoch nicht als Grund dafür gelten, den rechtmässig promulgierten biblischen oder liturgischen Text zu verändern.“ In diesem Sinne siehe sodann auch die von der gleichen Kongregation publizierte Instruktion *Redemptionis Sacramentum* vom 25. März 2004. (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 164), Bonn 2004, hier N. 59, die sich gegen jedwede Veränderung von Texten in der Liturgie wendet und dies als „verwerfliche Gewohnheit“ einstuft.

Aber es ist ja nicht nur die Sprache. Das Stichwort „Geschwisterlichkeit“ kommt im Weltkatechismus nicht vor⁷, auch dort nicht, wo über das biblische, genauer über das paulinische Taufverständnis referiert wird. Folgerichtig fehlt in diesem Leitdokument unserer Kirche der in diesem Zusammenhang grundlegendste biblische Textabschnitt: Auf die paulinische Reflexion über die Taufe in Gal 3,26-29 wird kein einziges Mal verwiesen, geschweige denn, dass der Textabschnitt zitiert und kommentiert wird.

2.2 Demgegenüber gilt auch hier: **„Nicht ist es so unter euch.“** Jesus von Nazaret ist von der Überzeugung getragen, dass Gott sich nicht nur ihm *als Vater* zugewendet und geoffenbart hat. Deswegen lehrt er die Menschen um ihn, im Gebet Gott in dieser persönlichen Weise anzusprechen. Die **Gebetsanrede „Unser Vater“** macht deutlich, dass sich mit dem Ausdruck dieser persönlichen Beziehung zu Gott auch das Verhältnis untereinander verändert hat. Die nachösterliche Reflexion darüber spricht Klartext: „Wir heißen Kinder Gottes, und wir sind es“ schreibt der Verfasser des 1. Johannesbriefes (1 Joh 3,1). Schon die paulinische Tauftheologie nimmt den Faden der vorösterlichen Gebetsanleitung Jesu auf und verortet sie in dem in Christus fundierten Glauben, der im Taufgeschehen zum Ausdruck kommt: „Alle seid ihr Töchter und Söhne aufgrund des Glaubens in Christus Jesus“ schreibt Paulus und schliesst grundlegende Folgerungen an, darunter eben: „Da ist nicht männlich noch weiblich“, weil eben die fundamentale Einheit in Christus überwiegt (Galaterbrief 3,26-29, zit. 3,26.28b). Eine weitere Kommentierung dieser Passage kann hier unterbleiben. Der vierte Evangelist verknüpft diese Ermächtigung zur Gotteskindschaft ebenfalls mit dem Glauben (vgl. Johannesevangelium 1,12-13) und bindet sie an das Ostergeschehen, aufgrund dessen die Glaubenden angesichts der Erhöhung des Auferstandenen „zu meinem Vater und eurem Vater“ tatsächlich zu seinen „Schwestern und Brüder“ werden konnten (Johannesevangelium 20,17). Angesichts dieser qualifizierten Grundsätzlichkeit ist es bündig, mit dem Verfasser des Matthäusevangeliums die Taufe als den Verwirklichungsweg für die Nachfolge Jesu als Jüngerinnen und Jünger zu verstehen und dort auch die Konkretisierung der Gottes- und Christusbeziehung und in Folge davon der zwischenmenschlichen Geschwisterlichkeit anzusetzen (vl. Matthäusevangelium 28,19).

Kirche ist die Gemeinschaft von Getauften. Darin stimmen das Neue Testament und das Kirchenrecht überein.⁸ Warum dann der Durchsetzung der Taufwirklichkeit Hindernisse entgeggestellt werden, ist dann nicht einsehbar, geschweige denn berechtigt.

3 SUBSIDIARITÄT STATT ZENTRALISMUS

3.1 Der Befund. Im Blick auf die These, der **Zentralismus der Kirchenleitung** habe in den letzten Jahrzehnten und nochmals in den letzten Jahren in erheblichem und Besorgnis erregendem Masse zugenommen, ist wohl sehr schnell Zustimmung herzustellen. Dieser Konsens beruht nicht auf einer vorgefassten Position oder einem so genannten „antirömischen Affekt“, wie gerne vorgehalten wird, sondern auf der Kirchnerfahrung der Zeit um und nach dem letzten Grossen Konzil und den Erfahrungen unter dem gegenwärtigen Bischof von Rom und seinem Vorgänger. In vielen Schritten wurden dabei zunächst die Befugnisse der Bischofskonferenzen und der Diözesanbischöfe eingeschränkt, die Genehmigungs- und Approbationsrechte Roms gegenüber den Kirchen am Ort ausgeweitet und ein immer dichter werdendes Netz von Reglementierungen implementiert. Stärker als je nach dem Konzil erwartet, wurden die Diözesanbischöfe unter zumindest implizite zentrale Kuratell gestellt. Von einer kollegialen, mitbrüderlichen und gemeinsamen Sorge kann angesichts der gewählten Vorgangsweise

⁷ Zwar wird im Thematischen Register unter dem Schlagwort „Geschwisterlichkeit“ auf die N. 815, 821, 1939 und 2213 verwiesen. Diese Angaben verweisen aber unter verschiedenen Perspektiven auf das Thema „Einheit“ und formulieren den inhaltlichen Bezugspunkt bezeichnender Weise unter den Begriffen „brüderlich“ (815, 821), bzw. „Brüderlichkeit“ (1939, 2213).

⁸ Siehe Canon 204 § 1 Corpus Iuris Canonici 1983, sowie z. B. 1 Korinther 1,2.

wohl nicht wirklich die Rede sein, auch wenn dies von Bischöfen des öfteren herbeigeredet wird. Es fällt ja auf, mit welcher Beharrlichkeit das brüderliche Gesprächsklima von Begegnungen in Rom hoch gelobt wird,⁹ während die Ergebnisse solcher Gespräche, sofern sie überhaupt öffentlich zugänglich werden, doch eher nach der Entgegennahme von römischen Weisungen aussehen. Besonders entlarvend ist es dann, wenn Bischofskonferenzen ihnen nachweislich gegen den Strich laufende Dokumente in ihren Presseerklärungen „dankbar begrüßen“. Vielleicht ist demgegenüber der einen oder dem anderen unter Ihnen noch der saloppe Kommentar im Ohr, den der damalige Wiener Weihbischof Florian Kuntner nach einem Rom-Besuch in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts abgegeben und um dessentwillen er sodann zu einer neuerlichen Romreise – wie heisst es doch? – „eingeladen“ wurde: „Wir haben unsere Ohrfeigen¹⁰ bekommen.“

Die Wurzeln für eine solche Entwicklung liegen bereits weiter zurück und finden sich in einer problematischen Kirchenterminologie. Sie spiegelt sich in der offiziellen Übersetzung der in kirchlichen Dokumenten des öfteren verwendeten Rede von der *ecclesia universalis* und der *ecclesia particularis*. Dass mit der ersten Bezeichnung die Universal- oder Gesamtkirche gemeint ist, von der wir auch als Weltkirche sprechen, ist unbestritten. Schon die offizielle Übersetzung der Konzilsdokumente überträgt *ecclesia particularis* aber nicht mit dem Begriff „Ortskirche“, sondern spricht in diesem Zusammenhang von „Teilkirchen“. Das sind keine Synonyme: Die Ortskirche ist - mit Paulus gesprochen – „die Kirche Gottes, die in ... [z. B. Korinth, Achaia, Galatien, usw.] ist“. Die *Teilkirche* partizipiert am Kirche_Sein der Gesamtkirche, leitet von dort her wesentlich ihr Kirchesein ab. Dann ist es nur konsequent, dass sie zentral organisiert und geleitet wird. Wie künstlich gewollt allerdings diese Sprachregelung ist, zeigen kirchenamtliche „Versprecher“, die da und dort vorkommen und in denen der Universalkirche die *Lokalkirche* gegenüber gestellt ist.¹¹

3.2 Auch hier gilt: „Nicht ist es so unter euch.“ Die Kirchen – beachten Sie bitte den Plural - der neutestamentlichen Zeit entwickeln sich *bottom up*. Sie entstehen im antiken Hausverband als so genannte „Hauskirchen“, sie sind zusammengeführt in mehrere Hauskirchen umfassende Kirchen an einem Ort. Diese numerisch kleinen Kirchen geniessen ein Privileg, das für das kirchliche Leben unerlässlich ist: Sie sind überschaubar, daher auch beziehungsfähig, darin gewollt oder ungewollt offen für die Wahrnehmung von „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ der Menschen, die in ihnen leben. Diese Kirchen entfalten liturgisches, diakonales und verkündigendes Leben. Paulus insistiert darauf, dass diese **Hauskirchen und Kirchen am**

⁹ Z. B. Kardinal Ch. Schönborn im Zuge des Besuchs von vier österreichischen Diözesanbischöfen (Schönborn, Kapellari, Kothgasser, L. Schwarz) in Rom in Radio Vatikan am 17. Juni 2009: „Wir waren eingeladen. Ich betone das ausdrücklich, denn es war ein sehr herzliches, brüderliches Gespräch, wir sind nicht nach Rom zitiert, sondern gebeten worden, um uns auszutauschen über die Situation der Kirche in Österreich und speziell in der Diözese Linz. ... Das alles sind Fakten, das macht Sorge, wie sieht es aus in Linz, wie geht es weiter. Und daher wollte der Heilige Vater – es war seine Initiative – uns einladen.“

„Für uns war es ein sehr berührendes Erlebnis zu sehen, der Heilige Vater hat wirklich viel zu tun mit einer weltweiten Kirche, dass er sich für die kleine Ortskirche Österreich doch so viel Zeit nimmt um unsere Sorgen zu hören, um die Sorgen Roms uns gegenüber zu artikulieren, und wir haben gespürt die tiefe Liebe des Heiligen Vaters für Österreich, für die Kirche in Österreich und sind ihm sehr, sehr dankbar.“

Siehe ähnlich Bischof K. Koch im Anschluss an den Ad Limina-Besuch der Schweizer Bischöfe vom 7.-9. November 2006: „Papst Benedikt hat damit und in seiner zuvorkommenden Bescheidenheit und herzlichen Liebenswürdigkeit vielmehr auch seine besondere pastorale Hirtensorge für die Kirche in der Schweiz bekundet und seinen petrinischen Auftrag ‚Stärke deine Brüder!‘ in einer sehr sympathischen Weise wahrgenommen.“: Geleitwort in: Gott ins Zentrum stellen. Worte von Papst Benedikt XVI. an die Kirche in der Schweiz. Hrsg. v. A. Cattaneo, Fribourg 2007, 9-10.

¹⁰ Für diesen Begriff gibt es auch ein treffendes wienerisches Wort, das Florian Kuntner notfalls geläufig verwendet hat. -

¹¹ „Die Lokalkirche lebt ihre Authentizität und die Universalkirche empfängt davon immer wieder, damit beide geben und empfangen und so die eine Kirche des Herrn wächst“: Benedikt XVI. an die Schweizer Bischöfe. Gott ins Zentrum stellen (siehe oben), 9.

Ort nicht isoliert für sich leben, und er mahnt die lebendige und konstruktive Einheit an. Dieses Einheitsstreben und die Verpflichtung dazu hat einen inhaltlichen Bezugspunkt: Das ist der proklamierte und gelebte Glaube an Jesus Christus als Konkretisierung der allen gemeinsamen Taufwirklichkeit (vgl. 1 Kor 1,2).

Darin, in den Äusserungen, im Teilen dieser gemeinsamen Glaubensüberzeugung erfahren die Hauskirchen und die Kirchen an den verschiedenen Orten ihre vielgestaltige Einheit. Das begründet auch ihre umfassendere Solidarität, aufgrund derer sie jene Aufgaben, die keine dieser Kirchen alleine anpacken kann, gemeinsam in einem grösseren Befund lösen. Dabei kann es sich um diakonale Aufgaben handeln, wie z. B. die tatkräftige Unterstützung aller paulinischen Kirchen zugunsten der Not leidenden Kirche von Jerusalem, oder es werden Fragen des Glaubensverständnisses und der Glaubensdisziplin gemeinsam geklärt: So sendet bekanntlich die Kirche von Antiochien in Syrien Paulus und Barnabas nach Jerusalem, um die strittige Frage über den Modus der Kirchengenossenschaft von Heiden zu bereinigen. Auf dem so genannten Apostelkonzil wird zu deren Gunsten entschieden: Heiden können ohne Beschneidung getauft werden. Die andere, in Jerusalem vereinzelt vertretene Gegenposition, den Weg über die Beschneidung nehmen zu müssen, bleibt auf der Strecke (vgl. Apostelgeschichte 15,1-35; Galaterbrief 2,1-10).

Dieses gelebte Subsidiaritätsprinzip hält die Spannung zwischen dem inkulturierten Leben der Kirchen am Ort und das Einheitsstreben aller Kirchen zu der einen „Kirche Gottes“ lebendig. Um diese Spannung zueinander konstruktiv zu gestalten, braucht es kreative Dienste der Einheit, wie sie in den ersten frühkirchlichen Generationen offensichtlich ein Paulus für die Kirchen unter seiner Verantwortung, ein Petrus für die Kirche von Jerusalem und jene im palästinischen Raum, ein Barnabas für den Kirchenbereich von Antiochien in Syrien ausgeübt hat. Vermutlich kam dem Ehepaar Aquila und Priscilla in der Verbindung zwischen der Kirche von Rom und jener von Korinth und Ephesus ebenfalls eine solche Aufgabe zu. Diese neutestamentlich bezeugten Anfänge entwickeln sich im 2. Jahrhundert auf regional vielfältiger Ebene zu den Einheitsdiensten der jeweiligen „apostolischen Kirchen“, wie bei Tertullian nachzulesen ist. Er nennt in diesem Zusammenhang die Kirchen, bzw. Kirchenzentren von Achaia mit Korinth, von Mazedonien mit Philippi, von Asien [Kleinasien] mit Ephesus, von Italien und Nordafrika in Rom.¹² Von einem einzigen römischen Einheitsdienst kann in dieser

¹² Siehe Tertullian [ca. 160 bis ca. 220 n. Chr.], Über die Vorbestimmung der Häretiker [De Praescriptione Haereticorum]: „²¹Aufgrund dessen erleben wir also die Prozesseinrede: Wenn Christus, der Herr, Apostel zum Predigen ausgesandt hat, so dürfen andere Prediger als es Christus angeordnet hat, nicht zugelassen werden ... Was aber der Inhalt ihrer Verkündigung ... gewesen sei, das darf ... auf keinem anderen Wege bewiesen werden, als eben durch eben dieselben Kirchen, welche die Apostel persönlich gegründet haben. ... Wenn dem so ist, so steht es folglich fest, dass jede Lehre, welche mit jenen apostolischen Kirchen, den Mutter- und Stammkirchen des Glaubens, in Übereinstimmung steht, für Wahrheit anzusehen sei, indem sie ohne Zweifel dasjenige besitzt, was die Kirchen von den Aposteln empfangen haben, die Apostel von Christus und Christus von Gott. ... Wir müssen also nur noch den Beweis liefern, ob diese unsere Lehre, deren Regel wir oben aufgestellt haben, von der apostolischen Überlieferung abstamme und, was sich damit von selbst ergibt, ob die übrigen Lehren aus der Fälschung entsprungen seien. Wir stehen mit den apostolischen Kirchen in Gemeinschaft, ... Das ist das Zeugnis für die Wahrheit.

³⁶Wohlan denn! Willst du den Forschertrieb im Geschäftes deines Heiles in erspriesslicher Weise betätigen, so halte eine Rundreise durch die apostolischen Kirchen, in welchen sogar noch die Lehrstühle der Apostel auf ihrer Stelle stehen, in welchen noch ihre Briefe aus den Originalen vorgelesen werden ...

Ist dir *Achaia* das Nächste, so hast du *Korinth*.

Wohnst du nicht weit von *Mazedonien*, so hast du *Philippi*.

Wenn du nach *Asien* gelangen kannst, so hast du *Ephesus*.

Ist aber *Italien* in deiner Nachbarschaft, so hast du *Rom*, von wo auch uns [das ist: in Nordafrika] die Lehrautorität bereitsteht.

O wie glücklich ist doch diese Kirche, in welche die Apostel die Fülle der Lehre mit ihrem Blute überströmen liessen, wo Petrus in der Weise des Leidens dem Herrn gleich gemacht, wo Paulus mit der Todesart des Johannes gekrönt, wo der Apostel Johannes, nachdem er, in siedendes Öl getaucht, keinen Schaden gelitten hat, auf

Frühzeit noch keine Rede sein.¹³ Die anderslautende offizielle Sichtweise steht unter erheblichem Ideologieverdacht.

Natürlich ist die Kirche am Ort nicht eine autarke Kirche und ist die *eine* Kirche Gottes nicht einfach die Summe aller Ortskirchen. Aber umgekehrt sind die Hauskirche und die Kirche am Ort nicht einfach Zweigstellen einer einzigen Zentrale, von der aus sie gesteuert werden. Die gegenwärtige Praxis der Bischofsernennungen kann in diesem biblisch fundierten Kirchenbild nicht verankert werden. Der bekannte Satz „Niemand soll gegen den Willen des Volkes Episkopos werden“ klingt im Ohr.

Das Problem ist freilich nicht neu.¹⁴ Die offizielle Perspektive erregt zumindest da und dort auch an kompetenter Stelle Widerspruch.¹⁵ Es ist allerdings bedenklich, dass die Entwicklung nicht zum Abbau, sondern zur Intensivierung des Zentralismus geführt hat. Natürlich ist Kirche keine Demokratie. Niemand wird aber zugleich die synodale Tradition der Kirchen in Frage stellen, aufgrund derer zu jeder Zeit Entscheidungen, auch Personaloptionen durch konsensorientierte Mehrheitsfindungen *vor Ort* getroffen wurden. Die grosse Tradition der Orden lebt uns dies seit der Väterzeit bis heute vor. Und wer wollte behaupten, dass diese Wahl- und Entscheidungspraxis im Rahmen von Klöstern und Konventen zu schlechteren Ergebnissen geführt hätte als eine zentrale Entscheidungs- und Personalpolitik. Im Moment scheint doch eher das Gegenteil der Fall zu sein, ganz abgesehen davon, dass der synodale Podus der Entscheidungsfindung biblisch legitimiert ist, während eine zentralistische Praxis den Graben in die biblische Zeit nicht schliessen kann.

4 SYNODALITÄT DES VOLKES GOTTES STATT ZWEI STÄNDE

4.1 Der Befund. Schon seit sehr langer Zeit versteht sich die Kirche als eine Gemeinschaft, die in zwei Stände aufgegliedert ist. Der grossen Gruppe der **Lainen und Laien** steht als Leitungsgruppe der Kirche der **Klerus** gegenüber, aufgegliedert in das dreistufige Weiheamt von Episkopen, Presbytern und Diakonen. Die lange anhaltende Praxis einer so geordneten Kirchenstruktur wird gerne in ein qualitatives Argument umgemünzt und mit dem Stiftungswillen Jesu Christi untrennbar in Beziehung gesetzt. Eine kritische Sichtung dieses Befundes, obwohl mehrfach dargestellt¹⁶, findet seitens der Kirchenleitung nicht statt. Das mit dieser Aufgliederung der Kirche verknüpfte Argument der vorgegebenen Unveränderlichkeit lähmt indessen jedwede Überlegungen über eine Auffächerung oder Neugestaltung des sakramentalen Dienstes in der Kirche. Dabei wird übersehen, dass dieses Kirchenkonzept in der Geschichte der Kirche zwar schon lange zurückreicht, aber eben nicht lange genug.

4.2 Denn auch hier ist zu sagen: „**Nicht ist es so unter euch.**“ Das Zeugnis des Neuen Testaments über die Kirche kennt keine entsprechende Aufgliederung in Klerus und Laien. Zwar kommt im Neuen Testament mehrfach zum Ausdruck, dass die Glaubenden in der Kirche das neu gestaltete Volk Gottes, eben den $\lambda\omicron\upsilon\varsigma$ [*laós*] bilden, der den in der Jüdischen Bibel verankerten Gedanken von einem Volk, das Gott zu eigen ist, fortführt. Für die Menschen in der Kirche – für *alle* Menschen in der Kirche – ist ihre **Getauft-Sein konstitutiv** und grundlegend. Aus dieser grossen Zahl getaufter Menschen werden in den Hauskirchen, in den Kir-

eine Insel verbannt wird. Nehmen wir Einsicht davon, was sie gelernt, was sie gelehrt hat, was sie zugleich auch mit den afrikanischen Kirchen bezeugt.“

¹³ Dagegen kann auch der oftmals in diesem Zusammenhang zitierte 1. Klemensbrief (um 95 n. Chr.) nicht angeführt werden. Denn dieser beruft sich auf die Gräber der Apostel als moralisches Argument dafür, dass der Kirche von Korinth gegenüber eine Ermahnung zur Einheit ausgesprochen wird.

¹⁴ Siehe den Sammelband Zentralismus statt Kollegialität. Hrsg. v. F. König, Düsseldorf 1990.

¹⁵ Siehe soz. B. W. Kasper, Das Verhältnis von Universalkirche und Ortskirche: Stimmen der Zeit 125 (2000) 795-804, hier bes. 797-800.

¹⁶ Siehe dazu vor allem H. Haag, Worauf es ankommt. Wollte Jesus eine Zwei-Stände-Kirche?, Freiburg 1997.

chen am Ort, wo notwendig auch ortsübergreifend einzelne Getaufte mit Diensten betraut, die ob ihrer Bedeutung durch Gebet und Handauflegung übertragen werden. Zurecht erkennen wir in dieser Praxis den Kern des heutigen sakramentalen Weiheverständnisses. Von einer Heraushebung und damit einer Eingliederung in eine eigene Gruppe oder einen eigenen Stand in der Kirche kann in diesem Zusammenhang nicht die Rede sein, ebenso wenig, dass solche Dienste nur einem bestimmten Geschlecht vorbehalten bleiben und allenfalls an einen bestimmten Lebensstand gebunden sind.

Paulus hat bekanntlich vor allem gegenüber der korinthischen Kirche ausführlich über diese Fragen reflektiert und gerade darauf besonderen Wert gelegt, dass durch die für den Aufbau des Leibes Christi aufgrund persönlichen Charismas und aufgrund von Beauftragung durch die Kirche am Ort ausgeübten Dienste kein hierarchisches Gefälle und damit auch keine Sondergruppe entstehen darf. Kein Teil des Leibes Christi darf sich über einen anderen erheben, keine und keiner kann sagen: „Ich brauche dich nicht“. *Gemeinsam* tragen sie Verantwortung für Aufbau und Leben dieses Leibes (vgl. 1 Korintherbrief 12).

Es darf demgegenüber als bekannt vorausgesetzt werden, dass der hinter dem deutschen Wort Priester stehende griechische Begriff *presbyteroj* [*presbýteros*] wörtlich „Älteste“ bezeichnet und aus der jüdischen Tradition stammt. Dort bilden die Ältesten zunächst im Hohenrat in Jerusalem, sodann in den Synagogalgremien das Gegenüber zu den kultisch orientierten Tempelpriestern, bzw. den beamteten Personen an der Synagoge. Es sind also Menschen aus dem Volk – im weiteren Sinne also Laien. Dass sich dieser Begriff genau ins Gegenteil gekehrt hat, ist wohl eine Ironie des Schicksals. Es ist nicht schwierig aufzuzeigen, dass Jesus von Nazaret der damaligen Praxis des Tempelkults kritisch gegenüberstand. Nichts spricht also dafür, dass er in seiner Nachfolgegemeinschaft kultisch orientierte Leitungspersonen installieren hätte wollen oder sollen.

Verhängnisvoll wirkt sich in diesem Zusammenhang eine Textpassage im schon angesprochenen Brief des Klemens an die Kirche von Korinth aus. Er spricht dort von den verschiedenen Aufgaben, die dem Hohenpriester, den Priestern und den Leviten zukommen, wie auch der Mensch aus dem Volk an entsprechende Vorschriften gebunden ist (1 Klem 40,5).¹⁷ Ungeachtet der Aussage verdient diese Passage wegen der getroffenen Wortwahl Beachtung, spricht doch Klemens von ο` *laiko.j a;nqrwpoj* [*ho laikós ánthropos*]. Dieser Mensch aus dem Volk ist den anderen Genannten (Hohepriester, Priester und Levit) gegenübergestellt – der christliche *Laie* ist als Gegenüber zum Priester umschrieben. Allerdings ist die Fahrlässigkeit der Interpretation zu beklagen: Denn die genannte Abfolge von Hohepriester, Priester und Levit lässt ja unschwer erkennen, dass sich der Text im *jüdischen* Milieu bewegt und der Verfasser ein Beispiel aus der jüdisch-religiösen Praxis bemüht. Dass diese Gegenüberstellung *tale – quale* auf christliche Kirchenverhältnisse übertragen wurde, geht nicht zulasten des ursprünglichen Verfassers, zumal er völlig unabhängig davon in 1 Klem 42 das christliche Amt über die Apostel auf Jesus Christus selbst zurückführt.

Als Pendant dazu ist auf die so genannte „Apostolische Tradition“ zu verweisen, die um die Wende zwischen 2. und 3. Jh., u. U. auch erst 100 Jahre später, zu datieren ist. Hier wird dem Episkopos die Vollmacht zugesprochen, Ämter zuzuweisen. In der bis in die jüdische Zeit zurückreichenden Tradition bedeutet dies auch, ein *Erbteil* zu erhalten, das mit dem Amt verbunden ist.¹⁸ Im jüdischen Verständnis steht dieses Erbteil für Leviten und Priester an der Stelle des Zuspruchs eines Teils des gelobten Landes, den die anderen Stämme Israels je er-

¹⁷ 1 Klem 40,5: „Dem Hohenpriester nämlich sind eigene dienstliche Handlungen übertragen, und den Priestern ist ein eigener Platz zugewiesen, und Leviten obliegen eigenen Dienstleistungen. Der Mensch aus dem Volk ist an die für das Volk geltenden Vorschriften gebunden.“

¹⁸ Tradition apostolica 3: „Gib ihm [dem Episkopen] die Vollmacht durch den hohenpriesterlichen Geist, gemäss deiner Weisung Sünden nachzulassen, gemäss deiner Anordnung Ämter zu vergeben [secunden mandatum tuum dare sortes/kata ten entolen sou didonai klerous] ...“ Vgl. den Kommentar von W. Geerlings, *Traditio Apostolica ... Apostolische Überlieferung*. (Fontes Christiani I), Freiburg 1991, 164-165, sowie die interpretierende Bemerkung zum Stichwort *kleros* ebda 221 Anm. 13.

halten haben. Damit wurde deutlich: Die Sorge von (jüdischen) Priestern und Leviten ist nicht das Land, sondern Gott selbst, seine Heiligkeit, seine Ehre. Das Amt ist ihr Anteil, eben ihr Erbe: ihr *klh/roj* [*kléros*].

Damit ist die Gegenüberstellung formuliert: Die einen haben ein Amt, einen *kléros*, sind Kleriker, die anderen sind demgegenüber Laien – obwohl sie streng genommen alles sind, was eine Christin oder ein Christ aufgrund der Taufe sein können: Mitglied des *laos*, [*laós*], des Volkes (Gottes) also. Auf keinen Fall sind sie also unmündig, inkompetent, unverständlich, vom geweihten kirchlichen Dienst ausgeschlossen – und was immer mit dem Begriff heute noch in diese Richtung assoziiert werden kann.

Die konstantinische Wende am Beginn des 4. Jh. bringt sodann dem, der die christliche Ortskirche leitet, die Gleichstellung mit dem bisherigen *Priester* römisch-heidnischer Kulte, bringt ihm also Amt, Titel, Würde, besondere Kleidung, Ansehen und gesellschaftliche Stellung. Die Umkehr der Begriffe und ihrer Bedeutung ist besiegelt.

In Abwandlung eines entsprechenden Bibelwortes ist gerade hier zu sagen: „Von Anfang an war es nicht so“ (Mt 19,8).

5 KREATIVE THEOLOGIE STATT BEHARRLICHKEIT IM BEWAHREN

5.1 Der Befund. Bekanntlich hat ein österreichischer Bischof in den vergangenen Jahren mehrfach darauf hingewiesen, dass das letzte konstruktive **Gespräch zwischen dem Lehramt und der Theologie** auf dem Konzil stattgefunden hat.¹⁹ Kürzlich hat er ein solches Gespräch erneut dringend eingefordert.²⁰ Theologie muss Glaubensreflexion in den Kontext der Zeit betreiben, ist also dem *aggiornamento* verpflichtet. Johannes XXIII hat in seiner Eröffnungsansprache zum letzten Grossen Konzil mit seiner Vorgabe eines „Lehramts von vorrangig pastoralem Charakter“ den Weg dafür gewiesen.²¹

Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte bis in die Gegenwart ist einen anderen Weg gegangen. Als Aufgabe der Theologie wird die Weitergabe und Deutung lehramtlicher Entscheide verstanden.²² Das Lehramt selbst tritt in zahlreichen theologischen Fragen auf der Stelle. Brennende Probleme werden theologisch nicht ernsthaft angegangen und bleiben so ungelöst. Die üblichen „heissen Eisen“, die auch uns heute hier beschäftigen, gehören dazu, es erübrigt sich, sie eigens zu benennen. In zunehmendem Ausmass macht sich ein verhängnisvoller Eurozentrismus im Lehramt breit,²³ der zu dem zugleich erhobenen Anspruch, zur Kirche der ganzen Welt zu sprechen, quer steht. Der Brief des Bischofs von Rom an die Priester der Kirche zu Beginn des Jahres der Priester 2009/2010 vom 16. Juni 2009, auf den kürzlich aufmerksam gemacht wurde²⁴, vermittelt anhand von umfangreichen Zitaten aus einer vor rund 40 Jahren erschienenen Biographie über den hl. Pfarrer von Ars ein in dieser Form heute wohl schwer vermittelbares Priesterbild.²⁵

Der Katechismus der Katholischen Kirche wurde vielfach dafür kritisiert, dass er es an Differenzierungen und an einem Bibelverständnis mangeln lasse, das auf dem Boden des Konzils

¹⁹ Siehe z. B. H. Krätzl, Im Sprung gehemmt. Was mir nach dem Konzil noch alles fehlt, St. Gabriel ⁴1999.

²⁰ Vortrag bei der Verleihung des Goldenen Doktordiploms an der der Universität Wien am 15. Oktober 2009, Manuskript.

²¹ Johannes XXIII., Ansprache *Gaudet Mater Ecclesia* vom 11. Oktober 1962, N. 15.

²² Siehe Kongregation für die Glaubenslehre, Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen vom 24. Mai 1990. (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 98), Bonn 1990, N. 21-31.

²³ Neben diesbezüglich bemerkenswerten Passagen in der Regensburger Vorlesung des gegenwärtigen Bischofs von Rom vom 12. September 2006, sei darauf verwiesen, dass in seinen bisherigen Rundschreiben (Enzykliken) lediglich europäische Autoren zitiert werden.

²⁴ Siehe F. J. Weissenböck, Der Priester von gestern: Quart Heft 3(2009) 11.

²⁵ Siehe http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/letters/2009/documents/hf_ben-xvi_let_20090616_anno-sacerdotale_ge.html. Die beiden einzigen Hinweise auf das letzte Konzil (*Lumen gentium* Art. 10 und *Presbyterorum ordinis* Art. 9) können diesen Eindruck nicht zurecht rücken.

steht.²⁶ Beides gilt auch für andere Fragen. Hinsichtlich des in der römischen Kirche mit der Priesterweihe verbundenen Zölibats wird immer wieder betont, dass es dabei um den Wert ehelosen Lebens an sich geht.²⁷ Das verkennt allerdings die Problematik. Die Bedeutung der Ehelosigkeit als *frei gewählte* Lebensform im Leben der Kirche und ihre Zeichenhaftigkeit ist unbestritten; kontrovers ist die *Verpflichtung* darauf als Voraussetzung für einen bestimmten Weihedienst in der lateinischen Kirche, wobei gerade entsprechende anders lautende Signale in Österreich und seitens Leitung der gesamten Kirche die Glaubwürdigkeit dieses Weges unterlaufen. Die Liste wäre in vielen Bereichen fortzusetzen.

5.2 Auch dazu ist anzumerken: „**Nicht ist es so unter euch.**“ Jesus von Nazaret ist in seinem Umgang mit der Jüdischen Überlieferung als der Tradition von der Weisung Gottes überaus **kreativ und kontextbewusst** umgegangen. Der Hinweis auf die neuen Thesen, wie sie in der matthäischen Bergpredigt rezipiert und erweitert sind (vgl. Matthäusevangelium 5,21-47), kann in diesem Zusammenhang genügen. Der ebenfalls an dieser Stelle formulierte hermeneutische Rahmen von der überfließenden Gerechtigkeit gibt die theologische Perspektive Jesu wieder (vgl. Matthäusevangelium 5,17-20.48). Dabei stehen der Mensch und seine Rettung uneingeschränkt im Vordergrund, wie das bekannte Wort Jesu zur Bedeutung des Sabbat hervorhebt (vgl. Markusevangelium 2,27). Anders als andere Prediger seiner Zeit hat Jesus seine verbale Botschaft in seinem non-verbale Verhalten als einem integrativen Teil seiner Verkündigung weitergeführt.

Die frühchristliche Theologie hat diese in den Evangelien bezeugte Kreativität Jesu fortgesetzt. Dabei waren sowohl Paulus als auch die anderen biblischen Verfasserinnen und Verfasser bemüht, das Christusgeschehen in ihren jeweiligen Kontext wirkungsvoll und verständlich zu formulieren, um den Menschen den Zugang zu dieser Botschaft zu vermitteln. Dies bedeutet auch ein Ernstnehmen der Kultur- und Sozialbezogenheit religiösen Denkens, religiöser Sprache und religiöser Praxis und deren Veränderlichkeit, das im Gegensatz zum Anspruch einer weltweiten Vereinheitlichung steht.

6 KATHOLIZITÄT STATT GLOBALISIERUNG

6.1 Der Befund. Das üblicherweise mit der katholischen Konfessionsbezeichnung verbundene zusätzliche Attribut „*römisch* katholisch“ bietet einen Einblick in das praktizierte Verständnis. Die ursprünglich als Ausdruck der allumfassenden Dimension von Kirche, die den gesamten Erdkreis umspannt, zu verstehende Bezeichnung als „katholisch“ hat sich auf eine der gesamten Kirche eigene Ausrichtung auf Rom eingependelt. Die gerne des öfteren ange-mahnte Rücksicht auf die Weltkirche meint streng genommen eine **Berücksichtigung des einen Zentrums Rom** durch die Kirchen vor Ort in allen Teilen der Welt.

Selbst angenommen, ein solches Verständnis wäre theologisch kirchenkonform, so könnte es in der Kirchenpraxis nur dann lebbar sein, wenn für diese weltweit agierende Institution die allgemeinen Prinzipien von Führungsverantwortung auf ihren verschiedenen Leitungsebenen eingehalten werden. Dazu gehören eine Transparenz in den Führungsentscheidungen und eine aktive, ehrliche und umfängliche Kommunikation. Diese sollte auf ein entsprechendes Menschenbild aufbauen können, das von der Achtung vor der Würde jedes einzelnen Menschen

²⁶ Siehe dazu H. Verheyen, *Der Weltkatechismus. Therapie oder Symptom einer kranken Kirche?*, Düsseldorf 1994.

²⁷ Siehe dazu nochmals Kardinal Ch. Schönborn im oben genannten Interview in Radio Vatikan vom 17. Juni 2009: „Der Heilige Vater hat uns etwas sehr Beeindruckendes zum Thema Zölibat gesagt, weil das natürlich in Österreich und speziell in Oberösterreich ein heiss diskutiertes Thema ist. Er hat gesagt: Es geht letztlich um die Frage, ob wir daran glauben, dass es möglich ist, dass es sinnvoll ist, ein Leben ganz und gar auf dieses eine Fundament zu stellen, auf Gott. Und im Dienst für Gott und für Jesus Christus diesen Dienst auch in einer Lebensform gewissermassen Gestalt werden zu lassen, in der Lebensform der Ehelosigkeit, wie Jesus sie verstanden hat – um des Himmelreiches willen.“

geprägt ist und daher keine Diskriminierungen aufgrund welchen Vorurteils auch immer zulassen dürfte.

Nun ist aber sowohl die angenommene Prämisse wie auch die konkrete Praxis der Kirche in Fragen der Leitung in Frage zu stellen. Denn ein einziges massgebliches Zentrum für die gesamte Kirche lässt sich in der biblischen Frühzeit von Kirche sicherlich nicht ausmachen. Es hat sich erst in den folgenden Jahrhunderten entwickelt, wobei politische Gegebenheiten wohl mindestens genau so entscheidend waren wie die zugeschriebene theologische Positionierung. Denn der Bedeutung Roms als Hauptstadt des Imperiums sowie den Folgen der Konstantinischen Wende konnte und – verständlicherweise – wollte sich die Kirche nicht entziehen. Die Geschichte ist seither aber weiter fortgeschritten. Kardinal König hat bis zu seinem Tod davon gesprochen, dass die Konstantinische Wende überwunden werden muss.

Niemand wird überdies behaupten wollen, dass das Kommunikationsverhalten der Kirche von Offenheit und Transparenz bestimmt ist. Das Siegel der beabsichtigten Verschwiegenheit ruht auf wichtigen Vorgängen, gut bewahrt durch ein mit entsprechenden Sanktionen ausgestattetes päpstliches Geheimnis. Begründungen, Hintergründe für Entscheide zu erfahren, erweist sich als eine Jagd nach Indiskretionen, wodurch für Spekulationen und Gerüchte Tür und Tor geöffnet werden. Die Entgegennahme und Ernstnahme anonymer Denuntiationen verstösst gegen jede Menschenwürde, sie schafft Misstrauen und wirft die Frage auf, warum Menschenrechte zwar durch die Kirche eingemahnt, von ihr selbst aber nicht praktiziert werden. Auch die unterschiedlich gewährte Gunst des Gesprächs, bzw. des Gehörs schafft Missmut, Misstrauen, auch Ratlosigkeit. Ich benenne das von österreichischen Bischöfen zu verantwortende Schicksal des Dialogs für Österreich ebenso wie die Nichtentgegennahme der Petition Vaticanum durch die Kongregation für die Glaubenslehre.²⁸ Die Tugend des aufrechten Ganges und der Mut zu einem offenen Wort sind selten geworden. Kirche würde sich gerne als eine weltweit präzente, durchorganisierte Institution erweisen, als ein Global Player ganz besonderer Art.

6.2 Das ist aber nicht ihre Aufgabe, denn nochmals, ein letzte Mal, ist zu sagen: „**Nicht ist es so unter euch.**“ Die Evangelien bezeugen die Mahnung Jesu zu **Offenheit und Transparenz** (siehe Markusevangelium 4,22 u. ö.), denn Geheimniskrämerei widerspricht dem Auftrag zu glaubwürdiger, überzeugender Verkündigung. Die Evangelisten sehen in Jesus von Nazaret eine Person, die deutlich, aber zugleich öffentlich Kritik an sozialen und religiösen Missständen übte, dies letztlich unter Gefährdung seines Lebens. Da Jesus Menschen ernst genommen hat, hat er sie auch in entsprechender Weise als angesprochenes Du der Liebe Gottes behandelt. An diesem Befund ändern auch die überaus kritischen Worte nichts, welche die Evangelisten in seinem Mund gegen die Gegner der christlichen Verkündigung formulieren.

Kirche auf katholisch heisst für die biblische Frühzeit das Verständnis einer gegenseitigen Vernetzung in Solidarität, geprägt und zusammengehalten von dem einen Bekenntnis zu Jesus Christus. *Untereinander* solidarisch und subsidiär zu handeln – das macht aus biblischer Perspektive das katholische Kirchenverständnis aus. Paulus und andere missionarische Personen der frühen Kirche haben unter beschwerlichen Umständen tausende Kilometer zurückgelegt, um die dafür notwendige und sinnvolle Kommunikation zwischen den Kirchen am Ort zu

²⁸ Siehe dazu die Medienmitteilung vom 22. Juli 2009. Dass in diesem Zusammenhang die angeblich massgebliche Konzilshermeneutik in einer Ansprache des Bischofs von Rom an seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vom 22. Dezember 2005 verpackt ist, gibt Aufschluss über die (nachgeordnete) Bedeutung, die diesem Vorgang zugemessen ist, bzw. über die kommunikationsstrategische Positionierung der Kirchenleitung. Eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den dort formulierten Alternativen einer „Hermeneutik der Diskontinuität und des Bruches“ und einer „Hermeneutik der Reform“ wäre allemal lohnenswert, vor allem in Beziehung zum Verständnisrahmen, wie ihn Johannes XXIII. in der oben genannten Eröffnungsansprache vorgegeben hat, der nur partiell rezipiert ist. Vgl. zur Konzilsrezeption mit anderen Akzenten auch C. M. Martini/G. Sporschill, *Jerusalem Nachtgespräche*, Freiburg 2008, 19-126.

gewährleisten und den notwendigen Zusammenhalt einzumahnen und zu stärken. Nicht auszudenken, sie hätten die heutigen Kommunikationsmittel zur Verfügung gehabt. –

AUSLEITUNG

Damit komme ich zum Schluss. Was zwischen den Zeilen mitgeschwungen ist, sei abschließend ausdrücklich angesprochen: Kirche kann nur leben aus der Konzentration auf Jesus Christus, auf seine Gestalt, sein Vorbild, seine Verkündigung, sein Lebens-, Todes- und erneutes Lebensschicksal. In dieser Person kann sie abrufen, was sie an Orientierung, an Vorbildhaftigkeit, auch an Durchsetzungskraft braucht. An dieser Person kann sie das ihr aufgegebene Profil ablesen, die unverwechselbare Eigenart, auch Andersartigkeit, die sie in ihrem Denken und in ihrer Praxis bestimmen muss. Einige wenige Profilmomente habe ich benannt; andere wären sicher zu ergänzen. Ich habe mich weitgehend im Grundsätzlichen bewegt. Vermutlich können Sie alle aus Ihrer Lebens- und Kirchenpraxis Beispiele des Versagens und auch Beispiele des Gelingens von Christuskonformität in der Kirche benennen.

Auf diese grundsätzliche Ausrichtung kommt es an, will Kirche dieser ihr aufgegebenen Identität treu bleiben. Denn der eingangs zitierte Bibeltext kann auch im Umkehrschluss gelesen werden: Was ist wenn es unter euch nicht so ist, wie es Jesus gegenüber seiner Nachfolgegemeinschaft skizziert hat? Ist dann noch Kirche, Kirche im Sinne und im Namen Jesu Christi? Das ist mehr als eine rhetorische Frage. Es ist für uns als Christinnen und Christen jene Identitätsfrage, wegen der wir heute hier sind.